

Sarah Moss

Übersetzt von Nicole Seifert

Sommer helle Nächte

Unser Jahr in
Island

mare

mare

Sarah Moss

Sommerhelle Nächte

Unser Jahr in Island

Aus dem Englischen
von Nicole Seifert

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die englische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel *Names for the Sea: Strangers in Iceland*
bei Granta Publications, London.

Copyright © Sarah Moss 2012

1. Auflage 2014

© 2014 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Meike Herrmann

Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift DTL Dorian und Prokyon

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-186-2



www.mare.de

Für all unsere Freunde in Island

Der Dampf über dem Schwimmbecken schimmert vom reflektierten Licht. Für die Passagiere des Flugzeuges, das sich am Himmel nähert, müssen die sich schlängelnden Scheinwerferlichter und die nadelkopfgroßen Straßenlaternen aussehen wie die Einfassung eines Juweliers für elf türkisfarbene Becken. Garðabær, Kópavogur draußen auf der Landzunge, Álfanes mit seiner Rutsche, Seltjarnarnes, das Salzwaserbecken, und Laugardalur, so groß, dass man den Pool an einem kalten Tag vor Dampf nicht überblicken kann. Zu Hause orientiere ich mich an Lebensmittelgeschäften und Buchhandlungen. In Reykjavík gibt es vielleicht noch ein halbes Dutzend unabhängiger Lebensmittelgeschäfte, die Buchhandlungen gehören alle zu einer Kette, die Schwimmbecken aber sind unverwechselbar. Ich bin jetzt am tieferen Ende des Garðabær, wo das Wasser kälter ist. Es riecht leicht nach Schwefel. Ich schwimme langsam, eher darauf bedacht, meinen Körper unter Wasser und aus der kalten Luft herauszuhalten, als darauf, in absehbarer Zeit das Ende der Bahn zu erreichen. Der Wind drückt die Äste der Kiefern rings um das Becken gegen die Stämme. Schwarz stehen sie vor einem Himmel, der durch das schmutzige Licht, das der Schnee reflektiert, braun erscheint. Im Moment schwimmt niemand sonst, nur im flachen Bereich haben sich ein paar Erwachsene versammelt, wie Nilpferde oder vielleicht wie römische Senatoren, die im wärmeren Wasser dahintreiben und sich unterhalten. Ich schwimme weiter;

unter ihnen würde ich mir vorkommen wie Banquos Geist, als einzige Ausländerin, mit Brille und der falschen Art Badeanzug und kaum in der Lage, einem Gespräch zu folgen. Am tiefen Ende mache ich eine Pause, strecke die Füße durch die warmen Wasserschichten bis in die kalten am Boden, drehe mich um und breite die Arme aus. Und dort, mit dem Gesicht unterhalb der Erdoberfläche, sehe ich im Norden das Licht, wo der Himmel von den Bogenlichtern auf dem Basketballplatz hinter mir verschleiert wird und von den Scheinwerfern der SUVs, die ich hinter der Mauer durch den Matsch auf der Autobahn fahren höre. Der nördliche Himmel, dunkel über dem Meer, ist grün gesprenkelt, als wäre Farbe verschüttet worden. Sie verschwindet und breitet sich dann wieder aus. Ich wende den Kopf, nasse Haarsträhnen streichen mir wie Algen über den Nacken, und sehe im Nordwesten ein blasserer Licht flackern wie ein flatterndes Laken. Grün und Weiß greifen nacheinander und springen dann auseinander, wie Magnete, die einander abstoßen und zueinander gezwungen werden. Ich trete Wasser und sehe zu.

Aurora borealis. Reykjavík, November 2009.

Der erste Blick auf Island

Ich weiß nicht, woher meine Sehnsucht nach nördlichen Inseln stammt. Vielleicht habe ich sie geerbt. Wenn wir in den Ferien meiner Kindheit nicht durch Osteuropa gefahren sind, waren wir auf Orkney oder auf den Hebriden. Mein Großvater, der in den 1920er-Jahren in Leeds aufgewachsen ist, ging im Alter von sechzehn Jahren auf einen Fischtrawler, der Island zum Ziel hatte – nicht, weil er sich fürs Fischen interessiert hätte, sondern weil er schon immer in den Norden wollte. Meine Großmutter war in den 1930er-Jahren mit ihren Freunden auf Mull vor der Nordwestküste Schottlands zelten und ist in den Fünfzigern mit meiner Mutter und in den Achtzigern mit mir erneut dorthin gefahren. Mich bringt nicht die Arktis zum Träumen, der Schauplatz ewiger Breitengrad-Rivalitäten, es sind die grauen Archipele, die Sprungbretter des Atlantiks. Scilly, Aran, Harris, Lewis, Orkney, Fair Isle, Shetland, Färöer, das südliche Grönland, die kanadischen Seeprovinzen; eine Seestraße, die historische Siedlungen miteinander verbindet und seit Jahrhunderten befahren wird. Die Arktis ist gleich hinter dem Horizont, die sechs Monate währende Dunkelheit immer im Hinterkopf, an den sommerlangen Tag kann man im Winter nicht glauben, und wenn er kommt, vermag man ihn nicht in Zweifel zu ziehen. Hier, direkt unter der Spitze der Erde, gibt es Städte und Dörfer, ein Gewirr menschlichen Lebens, im Schatten arktischer Eschatologie. Immer wieder kehre ich an den Nordatlantik zurück, arbeite mich nach Norden und Westen vor, wie es

die Kelten und Wikinger getan haben. Nach dem Schulabschluss mieten eine Freundin und ich eine Hütte in Rousay auf Orkney und verbringen zwei Wochen damit, in neolithische Gräber hinabzusteigen, am felsigen Ufer entlang- und durch die Heide zu laufen, während wir versuchen, nicht über unser bevorstehendes Erwachsenenleben nachzudenken. Als Studenten begeben eine andere Freundin und ich uns schlecht beraten auf eine Radtour über die Shetlandinseln, wo wir bergab gegen den Wind anstrampeln müssen, aber eine wildere, fremdere Landschaft sehen als auf Orkney, wo alles glatter ist. Ich reise auf die Färöer-Inseln. Einige Inseln sind nicht mehr als aus dem Meer ragende Klippen, und die alten Norweger, die einst über Orkney und auch über die Shetlands herrschten, scheinen irgendwie immer noch da zu sein. Auf der Universität belege ich ein Seminar zu alten nordischen Sagen, in der Erwartung, dass sie mich faszinieren, und den Sommer meines ersten Studienjahres plane ich in Island zu verbringen. Ich gewinne einen Preis, der an Studenten des Grundstudiums vergeben wird, für die »Förderung der Kenntnisse bezüglich der Schönheit der Landschaft«, und kaufe ein Busticket, mit dem ich die Route 1 abfahren will, die einzige Straße, die Island umrundet. Meine Freundin Kathy liebt die nordischen Inseln ebenfalls und willigt ein, mitzukommen.

In England haben Reisen nach Island Tradition. Vor allem im neunzehnten Jahrhundert reiste man auf den Spuren der mittelalterlichen Sagen. Ich lese W. G. Collingwood, der in Islands Heimatkundemuseen eine Spur aus Aquarellbildern hinterlassen hat, und William Morris, der 1871 und 1873 nach Island reiste und eine Reihe weitschweifiger, dem Altnordischen zuneigender Gedichte schrieb, als wolle er den Beitrag der normannischen Eroberung zur englischen Sprache rückgängig machen:

Der erste Blick auf Island

Da, endlich, auf unserem dümpelnden Schiff, kommt Land in Sicht.
Gezackte Felsen bewachen am östlichen Ufer der Mündung die
breiten, öden Auen,
Und schwarz erheben sich Hügelrücken, von mattem Grün gestreift,
Ein Berg ragt auf, im Westen, wo Wolken und Meer sich begegnen,
Trutzig vom Sockel zur Spitze, wie vormals die Bauten der Götter,
Die kargen Flanken von Wolken umkränzt, von Schnee befleckt, grau,
Und hell am frühen Morgen, der gerade, am Ende des Tages, beginnt.

Ach! Was haben wir zu finden gehofft, dass unsere Herzen so heiß
sind vor Sehnsucht?
Reicht das für unsere Rast, der Anblick desolater Gestade
Und kahler Gebirge in Grabesstille, wo nur der Wind weder schläft
noch verstummt?
Warum bloß wollen wir nach Weite und Breite ein Land durchstreifen,
So furchtbar, das knirschende Eis, und Zeichen von kaum
verborgenem Feuer,
Wenn nicht, weil mitten in Tälern, das graue Gras von steinigem
Strömen durchzogen,
Die alten Sagen des Nordens leben, und der unsterbliche Glanz der
Träume?

Karge Flanken, steinige Ströme – irgendwas an dieser sprachlichen Nachgestaltung stört mich. Es ist nicht nötig und tendenziell verlogen, vorzugeben, dass wir in Wirklichkeit alle Wikinger sind. Mein Verlangen, nach Island zu reisen, geht nicht auf den heimlichen Wunsch zurück, einen gehörnten Helm aufzusetzen oder Met aus Totenschädeln zu trinken, ich möchte nicht mal gewundene Silberbroschen tragen oder mich in Runen ausdrücken. Ich

mag Tolkien nicht, einen weiteren Oxford-Absolventen, der vom Altnordischen besessen ist, mit seinen Kriegsspielen und ausgedachten Sprachen in einer Welt ohne Frauen. Wonach ich in Island auch suche – in der Tradition englischer Schriften über den Ort steht es nicht.

Im Juli 1995 gehen Kathy und ich an Bord der MS *Norröna*, des Passagierschiffes, das Schottland mit den Färöer-Inseln und Island verbindet und dabei der Route der Wikinger folgt, allerdings fünfmal so schnell vorwärtskommt wie sie. Wir stehen an Deck, beobachten, wie Matrosen die Leinen losmachen, und dann, wie die Küste von Aberdeenshire hinter den Horizont gleitet. Die anderen gehen nach drinnen, aber diese anderen haben auch Kabinen und können es sich leisten, im Restaurant zu essen. Als der Himmel sich verdunkelt, im Hochsommer im Norden Schottlands, beginnt das Schiff zu schwanken. Die letzten Passagiere gehen hinein. Wir bleiben an Deck, zitternd, und beobachten die von Gischt durchzogenen dunklen Wellen, bis mir so kalt ist und ich so seekrank bin, dass es mir besser erscheint, in einer Plastikkoje in der Gemeinschaftskabine zu liegen, als über der Reling zu würgen. Kathy bleibt an Deck, stoisch, mit hochgezogener Kapuze.

Stunden später wache ich auf. Mir ist immer noch übel. In der Dunkelheit spielt es keine Rolle, ob ich die Augen öffne oder schließe. Nichts spielt eine Rolle. Die Männer in den Kojen um mich herum schnarchen, und es riecht nach Erbrochenem und Schweiß. Ich kann nicht schlucken. Ich vergrabe meine Nase in dem rosa geblühten Daunenschlafsack, den ich als Kind mit im Campingurlaub hatte. Er riecht nach altem Staub und fühlt sich an meiner Haut trocken an wie Papier. Ich möchte sterben. (Dieser Gedanke taucht alle paar Minuten in meinem Kopf auf, seit ich das Deck verlassen habe, wie ein Goldfisch, der im Glas seine

Runden dreht.) Der Motor dröhnt, und meine Kojе schaukelt, rauf und runter, rauf und runter. Ich weiß, dass ich mich nicht noch einmal übergeben muss, es ist nichts mehr übrig, und den Versuch, schluckweise Wasser zu mir zu nehmen, habe ich aufgegeben, ebenso den Versuch, mich aufzusetzen. Rauf und runter – und runter – und runter. Ich hoffe, wir sinken. Ich will sterben. Die Kabine liegt tief im Inneren des Schiffes. Über meinem Kopf ist Wasser, und wenn wir sinken würden, drängte das Wasser in die Kabine und würde steigen und steigen, und selbst wenn ich versuchte, die Tür zu finden, wäre sie schwer und aus Metall, und von der anderen Seite drückte das Wasser dagegen. Außerdem habe ich gesehen, wo in den Gängen sich die Eisentüren verschließen würden, um das Schiff zu stabilisieren, wobei sie die Menschen einsperren würden, die sich keine angemessenen Kabinen leisten können, wenn das kalte Meer steigt und steigt, über Tailen und Schultern und – aber das spielt keine Rolle, denn ich will sterben.

Da ist ein Riss in der Dunkelheit. Er tut meinen Augen weh.

»Sarah?«, flüstert Kathy. »Sarah, komm raus. Man kann es sehen. Island. Und die Sonne geht auf.«

Ich wende mich ab. Ist mir egal.

»Los, komm«, sagt sie. »An Deck wird es dir besser gehen. Hier unten muss einem ja schlecht werden. Ich gehe wieder raus.«

Ich glaube ihr nicht. Frische Luft habe ich hinter mir.

»Die Sonne scheint auf einen Gletscher«, sagt sie. »Er sieht aus wie diese japanischen Berge. Ich werde ihn malen.«

Also setze ich mich auf, und es ist schlimmer. Aber ich kann mir grob vorstellen, dass es eine Zukunft geben könnte, in der ich es bereuen würde, die ersten Sonnenstrahlen nicht vom Meer aus auf den Gletscher scheinen gesehen zu haben. Ich stehe auf und halte mich an ihr fest, und Kathy hilft mir die buckeligen, mit Erbro-

chenem verschmierten Stufen hoch. Und sie hat recht. (Kathy hat meistens recht.) Hinter uns geht neonrosa die Sonne auf, und am Horizont im Nordwesten schiebt sich ein dreieckiger, schneebedeckter Berg heran. Das Meer ist noch schwarz, die Wellen schäumen weiß im frühen Licht. Ich setze mich hin, und Kathy wickelt mir meinen Schal um und gibt mir einen Pfefferminzriegel, über den ich nachdenken kann. »Er müsste auf dem Weg nach unten ungefähr so schmecken wie auf dem Weg nach oben«, merkt sie an und holt einen kleinen Zeichenblock, ihre Wasserfarben und eine Wasserflasche mit Drehverschluss aus der Tasche ihrer Regenjacke. Später werde ich versuchen, ein paar Sätze oder ein Gedicht zu jedem ihrer Bilder zu schreiben, aber im Augenblick bin ich damit zufrieden, hier zu sitzen, an meinem Pfefferminzriegel zu lecken und zu beobachten, wie zu beiden Seiten des großen Berges ein kleiner erscheint. Als die Sonne etwas höher am Himmel steht, füllen sich die Räume zwischen den Dreiecken mit grünen Fjorden. Bald sind hier und da weiße Häuser mit roten Dächern zu sehen und dann grasende Schafe und Autos, die wie Ameisen herumeilen, obwohl es vier Uhr morgens ist. Vielleicht will ich doch nicht tot sein.

Wir waren neunzehn – Kathys neunzehnten Geburtstag feierten wir mit einem Nachmittag im Whirlpool an einem Berghang in Akureyri und einem Kuchen, der mit unechtem Marzipan überzogen war – und reisten sechs Wochen lang durch Island. Wir zelteten wild, weil wir uns Campingplätze nicht leisten konnten, und lebten von einer immer spärlicher und exzentrischer werdenden Kost, weil wir uns Essen eigentlich auch nicht leisten konnten. 1995 hatten Studenten keine Handys, und das Internet war etwas für Freaks – es gab welche, die mehrmals pro Woche ihre E-Mails checkten. (Warum reden sie nicht einfach mit den Leuten,

fragten wir uns. Oder schreiben einen netten Brief.) Wir waren nicht zu erreichen, waren fort, für sechs ganze Wochen. Damals sendete Radio Four gelegentlich noch Suchmeldungen, und Mr. und Mrs. Framlington aus Ely, die gerade Urlaub an der Ardèche machten, wurden gebeten, Kontakt zu ihrem Sohn Henry aufzunehmen, aber wir hatten kein Radio und hätten den Sender sowieso nicht empfangen können. Wir schrieben Briefe, aber Briefmarken mussten warten, bis wir wieder zu Hause waren und Geld für Porto übrig hatten. Wir hatten jede ein Busticket, das uns einmal um die Insel und wieder nach Egilsstaðir brachte, wo die Fähre ablegte, die uns nach Hause bringen würde. Wir hatten ein Zelt und einen Primuskocher, eine Taschenbuchausgabe von Shakespeares Gesammelten Werken, Ingwer, Knoblauch und ein paar Kräuter. Die Pfefferminzriegel waren nach den ersten zwei Tagen alle, und danach streiften wir durch die Minimärkte und versuchten, für eine *Króna* so viele Kalorien wie möglich zu bekommen, ohne Pflanzenöl trinken zu müssen (subventionierte Butter wäre wohl angenehmer gewesen und auch kaum teurer). Einmal fand ich ein ermäßigtes Glas amerikanische Erdnussbutter, aber danach einigten wir uns auf isländischen Frischkäse in eigenartigen Geschmacksrichtungen und gelegentlich eine Tüte Chips. Der Bus hielt ungefähr alle dreißig Meilen an einer Tankstelle, und sonst rief man es einfach dem Fahrer zu, wenn man aussteigen wollte. Manchmal planten wir es vorher, aber meistens sahen wir eine geeignete Stelle und brüllten los. Wir zelteten idiotischerweise auf einer Klippe und wurden nachts fast heruntergeweht, hatten keinen Brennspritus für den Kocher mehr und stellten fest, dass wir zu jung waren, um in Island welchen zu kaufen. (Ältere deutsche Rucksacktouristen kamen uns zu Hilfe, aber erst, als wir mehrere Tage lang ohne gekochtes Essen und heißes Wasser ausgeharrt hatten.) Wir liefen durch eine Mondlandschaft, deren mit wei-

ßen Blumen übersäter, rissiger schwarzer Fels sich bis zum Horizont erstreckte, durch orange- und rosafarbenen Morast, der unter unseren Füßen brodelte, und um einen Vulkankrater herum, von dem aus wir das Eismeer sehen konnten. Wir sahen Papageientaucher von den Klippen auf den schwarzen Sand darunter fallen und türkisfarbene Minieisberge, die sich von einem Gletscher lösten. Es war die ganze Zeit hell, ein Sommertag dauerte sechs Wochen, und ich schlief nach Lust und Laune, wie ein Baby, ausnahmsweise schien meine Schlaflosigkeit normal zu sein. Ich konnte mir Bruchstücke von modernem Isländisch so weit erklären, dass ich Zeichen und gelegentlich eine Schlagzeile verstand, aber wir versuchten nicht, mit irgendjemandem zu sprechen. Warum sollten sie mit uns sprechen wollen? Die einheimischen jungen Frauen – die Zugang zu Badezimmern und Waschmaschinen hatten und Kleider trugen, die für drinnen gedacht waren – wirkten selbstsicherer und glamouröser als wir. Und außerdem waren wir nicht wegen der Menschen dort. Menschen gab es schon zu Hause genug, um nicht zu sagen, zu viele. Wir waren wegen der Landschaft gekommen, wegen der hellen Nächte und der dunklen Küsten, wegen des Regens, der über die Birken fegt, und um die ganze Scheibe der flachen Welt für uns zu haben.

Ich hatte immer vor, nach Island zurückzukehren. Kathy und ich machten unsere Abschlüsse, machten noch ein paar mehr Abschlüsse, heirateten und fanden Jobs. Ich bekam zwei Söhne, sie zog in die Niederlande. Wir trafen uns häufig, telefonierten regelmäßig miteinander, und spätabends, wenn die Flasche leer war oder nachdem unsere Ehemänner zum vierten Mal vorbeigekommen waren und irgendwas von Auslandsgespräch gebrummelt hatten, erinnerten wir uns an Island. Daran, wie ich bei strömendem Regen nackt nach draußen gelaufen bin, um die Abspann-

leinen festzuzurren (weil ich nicht wollte, dass mein Schlafanzug nass wird). Daran, wie Kathy, die draußen malte, ein paar Blaubeerbüsche fand, die von der Sonne ganz warm waren, und wie wir dann einen ganzen Berghang voller Blaubeeren fanden und ihn abweideten wie ausgehungerte Schafe, nachdem wir seit Beginn unserer Reise weder Obst noch Gemüse gegessen hatten. Daran, wie ein isländisches Kind im Bus den kompletten Monty-Python-Sketch vom toten Papagei auf sagte und die Betonung dabei perfekt imitierte. Es war die Landschaft, in der wir erwachsen geworden waren, an die wir uns erinnerten, es waren nicht die Menschen, die dort lebten.

Ich beneidete Kathy um ihr neues Leben in den Niederlanden, darum, dass sie die neue Sprache immer besser beherrschte, den neuen Ort und die neue Kultur entdeckte. Mein Mann und ich hatten immer vorgehabt, »im Ausland« zu leben, als wäre das Ausland ein Ort, der sich nur über sein Nicht-englisch-Sein definiert. Schottland hätte vielleicht gereicht, Frankreich wäre besser gewesen, Dänemark oder erst recht Schweden mit ihren Sozialdemokratien nordischer Prägung ideal, aber inzwischen sah ich die akademischen Jobangebote in den USA, in Kanada und Australien durch. Wir ließen uns in Kent nieder, weniger als zehn Meilen von dem Ort entfernt, in dem Anthony aufgewachsen war. Wir kauften ein Haus. Unser großer Sohn kam in die Schule, der kleine in den Kindergarten. Wir hatten interessante Berufe und verdienten gut. Alles war wunderbar, und es gab keinen Grund, warum es nicht die nächsten dreißig Jahre genauso wunderbar hätte weitergehen sollen. Dann verlor Anthony seinen Job. Max war in seiner Schule unglücklich. Island war, wie ich spätabends in der Zeitung las, das glücklichste Land der Welt, ein nordisches Paradies, dort herrschte Gleichberechtigung, es gab gute Schulen, und man interessierte sich für Kunst. Dieses Mal war es nicht die Landschaft,

die uns anzog – sondern die Vorstellung von einer besseren Gesellschaft. Und auf der Website der National University, auf die ich am nächsten Tag bei der Arbeit einen Blick riskierte, hieß es, Island bräuchte jemanden, der sich auf britische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts spezialisiert hatte.